



Schulverhältnisse in Czenstochau.

und Hochachtung auf. Er selbst machte sich mit wahrem Feuereifer an die Arbeit und tat alles, was ein einfacher Katechet nur immer zu leisten vermag. Jede Woche kam er einmal nach Lourdes, um über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten und sich beim P. Missionär in schwierigeren Fällen Rat zu erholen. Denn an Hindernissen mannigfacher Art fehlt es bei Eröffnung eines neuen Missionsfeldes nie; viele Protestanten, namentlich die Prediger, hegten noch immer ihren alten, schlecht verhehlten Groll, und der Chief Lenzana beobachtete, obgleich er an sich dem Katholizismus wohl geneigt war, eine kluge Zurückhaltung. Trotzdem wuchs die Zahl der Katechumenen von Woche zu Woche. Sie hatten ihrem Katecheten einen geräumigen Kraal eingeräumt, der fortan ausschließlich als Kapelle dienen sollte. Für ein passendes Altärchen mit dem nötigen Zubehör sorgte die Missionsstation Lourdes, und unser Magnus vertiefte sich sogar dazu, seine „Kirche“ allerdings nach kaffrischem Begriff und Kunstsinne auszumalen. Das lockte immer mehr schwarze Kirchenbesucher heran. An hohen Festtagen aber gingen die Katechumenen des Bistums trotz der weiten Entfernung von beinahe zehn Stunden zu Fuß zum Gottesdienst nach Lourdes, wo sie dann mit Staunen Zeugen des herrlichen katholischen Gottesdienstes waren und vom P. Missionär persönlich unterrichtet wurden.

Eines Tages kam Magnus mit einem großen Anliegen zum P. Missionär. Er klagte, wie schwer es ihm falle, seine Leute, die weit umher zerstreut wohnten, rechtzeitig zum Unterricht zu versammeln und welsch vorzügliche Dienste ihm da eine kleine Glocke leisten würde. Vor den protestantischen Weibern brauche er sich nicht mehr zu fürchten, er könne sich jetzt mit seinen Leuten schon an die Öffentlichkeit wagen. Zum Glück waren kurz zuvor von mehreren edlen Wohltätern einige Glocken gesandt worden und eine davon konnte nun der neuen Mission am Bistum überlassen werden. Welsch eine Freude für unsern wackern Magnus und seine mutige Schar! Mit einem großen Ochsenwagen kamen sie nach Lourdes gefahren, um den kostbaren Schatz abzuholen. In unsern Augen nahm sich das Glöcklein auf dem mächtigen Wagen allerdings gar bescheiden aus, und wir hätten den guten Leuten gern etwas Besseres mitgegeben; doch die Schwarzen hatten offenbar großen Respekt vor dem sonderbaren Ding, das trotz seiner kleinen Gestalt so erstaunlich schwer war und bei jeder Berührung so geheimnisvoll klang und sumimte.

In aller Stille wurde sie sodann von sachkundiger Hand bei der nur zehn Minuten vom Königskraal entfernten Kapelle aufgehängt. Am nächsten Sonntag aber, eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste, ergriff Magnus das Glockenseil und fing zu läuten an. Die Wirkung übertraf noch weit seine kühnsten Erwartungen. Mann und Weib, Kind und Regel stürzte aus allen Hütten und schaute offenen Mundes zum katholischen Kirchlein hinüber, wo sich in lustiger Höhe ein Glöcklein im Winde wiegte und über Berg und Tal seine silberhelle Stimme erschallen ließ. Das war nun ein Ereignis ohnegleichen; geraden Wegs lief alles dem Kirchlein zu und staunte bald den braven Katecheten an, dem vom langen Läuten fast der Arm erschlammte, bald das sonderbare Ding dort oben, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Noch heute nennen sie die Glocke bloß „Pumani“, d. h. „Geht hinaus!“ weil beim erst-

maligen Läuten alles einander zugerufen hatte: „Geht hinaus, hinaus, laßt uns sehen, was das ist!“

Seitdem sind sie mit dem lieben Glöcklein allerdings schon vertrauter geworden. Dreimal jeden Tag ruft es zum „Engel des Herrn“, und mehr als hundert Katechumenen falten nun die schwarz-braunen Hände zum Gruß der Himmelskönigin, die vor Jahresfrist in der ganzen dortigen Gegend noch unbekannt gewesen war.

Bald wurde der Kraal, der als Notkapelle dienen mußte, zu klein, und die braven Männer dachten allen Ernstes daran, ein ansehnlicheres Gotteshaus aus Stein zu bauen. Dazu mußte aber der P. Missionär selbst kommen, um die nötigen Instruktionen zu geben. Er tat es mit Freuden, und somit war endlich der Tag gekommen, an dem der erste Missionär „mit dem langen, weißen Kleide“ das Land betreten sollte.

(Schluß folgt.)

Schulverhältnisse in Tzenstochau.

Von Schw. Engelberta. (Schluß.)

Wenden wir nun unsern Blick zu den Mädchen-schulen. Tzenstochau besitzt deren zwei, wenn wir das Marienhaus dazu rechnen, drei. Die sogen. kleine Schule leitet Schwester Domitilla, der noch eine schwarze Hilfslehrerin, die unserem verehrten Leserkreis längst bekannte Veronika, beigegeben ist. Hier werden gegen 50 Mädchen in den Anfangsgründen bis zum dritten Standard inkl. unterrichtet. Es sind hier Mädchen von allen Altersstufen beisammen, weil viele von ihnen erst in späteren Jahren als halb oder ganz erwachsene Mädchen aus den heidnischen Kraals zur Missionschule eilen; und oft ist ein Mädchen mit zehn Jahren schon im zweiten oder dritten Standard, während ein sechzehn- oder achtzehnjähriges noch unter den Anfängerinnen sitzt. Die gegenwärtige Zusammenstellung dieser Schule ist folgende:

Mädchen von	6—10 Jahren	= 14,
"	" 10—14	= 16,
"	" 14—19	= 20.

Die Unterrichtsgegenstände sind genau dieselben wie in der Knabenschule; merkwürdigerweise ist jedoch unseren Mädchen das Englische viel schwerer beizubringen als den Knaben. Hauptursache bleibt wohl das geringe Interesse, das sie daran haben; auch haben sie weniger Bedürfnis darnach, da sie nur selten über die engen Grenzen ihrer kaffrischen Heimat hinauskommen, während die jungen Burschen und Männer viel in die Fremde müssen, wo ihnen das Englische absolut unentbehrlich ist. Ein Teil der Schuld trifft wohl uns Schwestern selbst, da wir in der freien Zeit nur kaffrisch mit den Kindern verkehren.

Außer den speziellen Unterrichts-gegenständen lernen die Schulmädchen auch noch Zicken und Nähen. Ihre diesbezüglichen Arbeiten wie Schürzen, Hemden und Werktagkleider usw., werden bei der Schulprüfung vorgelegt und von den englischen Inspektoren immer hoch taxiert.

In allen Trappistenschulen ist die Arbeit ein Hauptfaktor, der wesentlich zur Erziehung und Ausbildung der Schwarzen gehört. Daher werden die Mädchen außerhalb der Schule je nach Alter und Maßgabe der physischen Kräfte zu den verschiedensten Arbeiten im Haus, in der Küche, im Keller, Stall, Garten und Feld usw. verwendet, wobei ihnen überall unsere Schwestern helfend und ratend zur Hand gehen. Die

meisten von ihnen, zumal die älteren und geübteren, stellen sich zu allen Arbeiten recht geschickt an, so daß die Schwestern eine wesentliche Hilfe an ihnen haben. Am liebsten gehen sie allerdings aufs Feld; hier in der frischen Luft, bei einer Arbeit, die sie von Jugend auf kennen, fühlen sie sich am wohlsten.

Die Arbeit gewinnen sie mit den Jahren immer lieber; nicht so das Lernen und das stundenlange Sitzen auf der Schulbank. Gewiß, im Anfang, solange noch alles leicht geht und der Reiz der Neuheit da ist, geht das Lernen flott von statten, meist schneller und besser als bei den Knaben. Später aber, wenn es mehr Anstrengung kostet, wenn sie scharf und anhaltend denken sollen, lassen die meisten im Eifer sehr nach. Schon einzelne Unterrichtsgegenstände, wie Rechnen,

Während die Kleineren und Neuangekommenen sich zur Rekreatiionszeit fröhlich umhertummeln, oder runde Lehmhütten bauen, kochen oder sonstige Arbeiten nachahmen, die daheim im elterlichen Kraal den Frauen zukommen, benützen die älteren ihre freie Zeit zum Häkeln, Stricken und Mattensplechten, üben sich im Gesang oder ergötzen sich am „Mühlensfahren“. Sonntags nehmen sie auch gerne ein Buch zur Hand, z. B. die kassrische biblische Geschichte; auch englische Bücher verschmähen sie nicht, falls sie leicht zu überlesen sind und interessante Geschichten enthalten.

Ihre letzte Ausbildung erhalten die Mädchen im Marienhaus. Hier werden sie vollends in alle häuslichen Arbeiten, wie Kochen, Waschen, Bügeln usw. eingeführt, müssen alle ihre Kleider selber sticken und



Rev. Julius Mkomazi, umgeben von einer Schar kleiner Schwarzen.

namentlich Kopfrechnen, Sprachlehre, und ähnliche, sind gar nicht mehr nach ihrem Geschmac, und die Lehrerinnen haben begreiflicherweise mit solchen Schülerinnen eine harte Geduldprobe zu bestehen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen; einzelne bleiben immer fleißig und brav und überwinden alle Schwierigkeiten. Die große Mehrzahl aber ist nicht für anstrengende Geistesarbeit und jahrelangen Schulbesuch zu haben.

Verdienen diese älteren Schulmädchen im Lernen nur geringes Lob, so ist ihre Geschicklichkeit in den weiblichen Handarbeiten eine anerkannt große. Alle können schön und proper nähen, stricken und häkeln, einige auch sticken. Die älteren unter ihnen arbeiten mit voller Gewandtheit an der Nähmaschine und verstehen es, ihre Kleider ganz selbstständig herzustellen, nicht einmal zum Zuschneiden bedürfen sie fremder Hilfe. Gelegentlich der Schulprüfung haben sie alljährlich eine Menge tadellos ausgeführter Sachen und Säckelchen auszustellen, teils zum täglichen Gebrauch, teils als Zimmerzierde oder sonstigen Schmuck.

Ihre Spiele in der freien Zeit sind verschieden je nach dem Alter und der Zeit ihres Schulbesuches.

nähen und bereiten sich so auf einen christlichen Ehestand vor.

Das Marienhaus in Ezenstochau stand von jeher in schönster Blüte. Schwester Coleta, die seit Jahren mit der Leitung desselben betraut ist, hatte bis vor kurzem nicht weniger als 45 Zöglinge. Im Laufe des letzten halben Jahres haben sich sieben davon mit braven, christlichen Männern verheiratet, und innerhalb weniger Wochen werden sechs weitere Paare ihre Hochzeit feiern.

Zauberei und Hegenwahn unter den Kaffern.

(Schluß.)

Bei den Sena-Stämmen oberhalb des Sambesi sucht man die Krankheiten auf folgende Weise zu heben: Ein schwarzer Heilkünstler verfertigt aus Stroh die Figur eines Schweinchens. Durch einen Zauberspruch wird dieses Bildnis der geheimnisvolle Träger einer Krankheit, d. h. die Krankheit wird vom Doktor aus dem Leibe seines Patienten in das Bild hineingegaubert. Ist dies geschehen, so wird die kleine Strofigur in